

# „Sie sagt zu mir du weist sehr viel“. Zum kommunikativen Charakter lebensgeschichtlicher Selbstzeugnisse

*Der Beitrag fragt nach den kommunikativen Strategien lebensgeschichtlicher Erzählungen und Selbstzeugnisse. Dabei werden unveröffentlichte Tagebücher und vergleichbare Dokumente betrachtet, aus denen sich solche Strategien exemplarisch extrahieren lassen. Es wird offengelegt, wie das erzählende und das erzählte Ich sich implizit und explizit nach außen wenden – aus dem eben nicht mehr als privat und verschlossen verstandenen Dokument heraus. Die Annahme einer dialogischen Grundstruktur von Tagebüchern wird anhand von Archivmaterial im Sinne der kulturwissenschaftlichen Narratologie überprüft und ausgeweitet.*

## Einleitung

Aufgrund ihrer sowohl historisch-empirischen als auch systematisch-klassifizierenden Diversität widersetzen sich autobiografische Quellen einheitlicher Gattungsbestimmungen. Im Folgenden werde ich in den theoretischen Vorüberlegungen zum Teil von lebensgeschichtlichen Erzählungen sprechen, weil die Forschung, auf die ich mich stütze, auch mündliche Berichte einbezieht. Unter lebensgeschichtlichen Selbstzeugnissen möchte ich dann schriftliche Aufzeichnungen verstehen, die – zumeist, aber nicht in jedem Fall retrospektiv – die Geschichte des eigenen Lebens zum Gegenstand haben. Zu diesen Selbstzeugnissen gehören auch Tagebücher, die wiederum weniger nach inhaltlichen als vielmehr nach formalen und strukturellen Kriterien definiert werden: Eine gewisse Regelmäßigkeit der Aufzeichnung gehört zu den Merkmalen, ebenso wie die Gliederung nach einer zeitlichen Ordnung, die mit der „Kopfstellung“<sup>1</sup> eines Datums oberhalb

von Textabschnitten symbolisch befestigt wird und die den Inhalt prägt, der oft einen Schwerpunkt auf das eigene Erleben im Rahmen dieser Zeiteinheit setzt. Nun gibt es allerdings auch Mischformen, die zum Beispiel diese zeitliche Ordnung durchbrechen, indem etwa zwischendurch weit ausgreifende autobiografische Erinnerungen eingeflochten werden oder das schriftliche Erzählen ergänzt wird durch, manchmal gar weichen muss zugunsten von Fotos, Zeichnungen oder eingeklebten Artefakten. Solche Mischformen werde ich hier auch betrachten, sie aber für einen besseren Lesefluss auch als Tagebücher bezeichnen – von lebensgeschichtlichen Erzählungen und Selbstzeugnissen wird dann die Rede sein, wenn die entsprechenden übergeordneten Theoriezusammenhänge mit adressiert werden sollen.

In der geistes- und sozialwissenschaftlichen Erforschung von Tagebüchern wirkt ein bestimmter Aspekt oft als – zumindest impliziter – Hebelpunkt: die Frage, für wen Tagebücher eigentlich geschrieben werden. Die lange verbreitete Annahme, Tagebücher stellten als „Mittel der Introspektion“<sup>2</sup> in erster Linie Selbstgespräche dar, wird zunehmend als „nicht haltbar“<sup>3</sup> zurückgewiesen<sup>4</sup> – auch

- 1 Arno Dusini: *Tagebuch. Möglichkeiten einer Gattung*. München 2005, S. 107.
- 2 Karl Pestalozzi: *Das Tagebuch als Mittel der Introspektion*. In: Gaetano Benedetti, Therese Wagner-Simon (Hg.): *Sich selbst erkennen*. Göttingen 1982, S. 154–174.
- 3 Dusini (wie Anm. 1), S. 68.
- 4 Am dominantesten ist diese Vorstellung von Tagebüchern wohl noch in der Populärkultur – vgl. Li Gerhalter: *Überraschend kommunikativ. Geheimnisse und andere Funktionen von Tagebüchern von Jugendlichen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. In: *medien & zeit. Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart* 4 (35), 2020, S. 18–29. Es geht mir in dieser Untersuchung indes nicht um das Offenlegen oder Entlarven von als falsch angesehenen Vorstellungen, sondern um den Versuch, eine sich verändernde, weniger in Dichotomien denkende Sichtweise mit einem erweiterten Fokus und neuen Schwerpunkten fruchtbar zu machen. Für den Umgang mit Tagebüchern in der gegenwärtigen Empirischen Kulturwissenschaft vgl. etwa Britta Spies: *Das Tagebuch der Caroline von Lindenfels, geb. von Flotow (1774–1850). Leben und Erleben einer oberfränkischen Adelige am Ende der ständischen Gesellschaft*. Münster 2009, hier bes. S. 44–52; Malte Völk: „Completing a meeting“. *Demenzerzählungen als Narrative in alltäglichen Quellen und in fiktionalen Werken*. In: *Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung* 3–4 (60), 2019, S. 354–371. Zu einem weiter gefassten Blick auf die Stellung lebensgeschichtlicher Erzählungen in der Empirischen Kulturwissenschaft

auf Grundlage von narratologischen und philosophischen Überlegungen. Ein Tagebuch könne keineswegs als „egozentrisch verwickelter Monolog“<sup>6</sup> gelten, so Christine Holm in ihrem *Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen*. Vielmehr seien beim Schreiben bereits unhintergebar mögliche zukünftige Lesende präsent, sei es in Gestalt von anderen Personen oder im Sinne „eines zukünftigen Lese-Ichs“.<sup>6</sup> Die vielfältigen prospektiven „Rezeptionsperspektiven“, die ihm eingeschrieben sind, „machen das Tagebuch zu einer durch und durch dialogischen Form“,<sup>7</sup> so Holm.

Die narratologische Annahme von Dialogizität stützt sich stark auf solche Tagebücher, die auch als literarische Werke Anerkennung gefunden haben – etwa die von Jonathan Swift, Franz Kafka oder Anne Frank.<sup>8</sup> Diesen Fokus möchte ich hier in zweierlei Hinsicht erweitern. Zum einen, indem ich mit unveröffentlichten Tagebüchern aus Archiven<sup>9</sup> solche Dokumente betrachte, die weniger als literarische Werke denn als „Alltagserzählungen“<sup>10</sup> gelten können.

vgl. Bernd Jürgen Warneken: *Populare Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung*. Tübingen 1985; Thomas Hengartner, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): *Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung*. Berlin, Hamburg 2005; Klara Löffler: *Das (auto-)biografische Interesse. Auf eine lange Zukunft!* In: Ilse Korotin (Hg.): *10 Jahre „Frauen sichtbar machen“*. BiografiA. Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen. Wien 2008, S. 38–41.

- 5 Christiane Holm: Montag Ich. Dienstag Ich. Mittwoch Ich. Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen. In: Helmut Gold, Christiane Holm, Eva Bös, Tine Nowak (Hg.): *Absolut privat!? Vom Tagebuch zum Weblog* [Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Kommunikation Frankfurt vom 6. März bis 14. September 2008]. Heidelberg 2008, S. 10–50, hier S. 10.
- 6 Ebd., S. 31.
- 7 Ebd.
- 8 Vgl. Dusini (wie Anm. 1), S. 68–77.
- 9 Ich möchte mich für hilfreiche Unterstützung und freundliche Hinweise bei folgenden ArchivarInnen und Einrichtungen sehr herzlich bedanken: Frau Dr.<sup>in</sup> Li Gerhalter, Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien; Herrn Mag. Günter Müller, Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien; sowie Frau Jutta Jäger-Schenk, M. A., Deutsches Tagebucharchiv Emmendingen.
- 10 Albrecht Lehmann: *Erzählstruktur und Lebenslauf. Autobiographische Untersuchungen*. Frankfurt a. M., New York 1983, S. 34.

Zum anderen, indem ich auch lebensgeschichtliche Selbstzeugnisse einbeziehe – davon ausgehend, dass Tagebücher nach Art des seit dem späten 18. Jahrhundert populär werdenden bürgerlichen Reflexionstagebuchs immer auch autobiografischen Charakters sind,<sup>11</sup> sodass diese ohnehin oft in Mischformen auftretenden Gattungen sich epistemologisch überschneiden.

Betrachtet werden in dieser Untersuchung Tagebücher, die in verschiedener Weise eine solche lebensgeschichtliche Prägung aufweisen. Dabei liegt der Schwerpunkt auf Dokumenten, die ihr dialogisches und kommunikatives Potenzial besonders deutlich hervorkehren. Angestrebt wird mithin eine Verbindung narratologischer Tagebuchforschung mit der kulturwissenschaftlichen, narrativ geprägten Analyse von lebensgeschichtlichen Erzählungen.

Die Auswahl der Quellen aus drei verschiedenen Sammlungen, die populäre Selbstzeugnisse archivieren,<sup>12</sup> erfolgte nach dem Kriterium der ihnen eingeschriebenen kommunikativen Logik. Eine solche haben die ausgewählten Fallbeispiele gemeinsam, wie ich im Verlauf der Untersuchung zeigen werde. Die damit einhergehende Diversität der Quellen führt zu einem Vergleich, der primär auf der Ebene des Erzählerischen angesiedelt ist. Damit wird eine breite Fächerung von Quellen ermöglicht, die das hier betrachtete Phänomen deutlicher hervortreten lässt, wenngleich die Erschließung der jeweiligen biografischen Hintergründe und der historischen Situiertheit nur verkürzt möglich ist. Stattdessen bilden die drei Zeugnisse eine Klammer, die unterschiedliche Möglichkeiten der zeitlichen Ausrichtung autobiografischen Schreibens abbildet: Die DiaristInnen schreiben einmal prospektiv, mit einem Schwerpunkt auf Erwartungen des

11 Vgl. Dusini (wie Anm. 1), S. 55.

12 Vgl. Christa Hämmerle: Fragmente aus vielen Leben. Ein Portrait der ‚Sammlung Frauennachlässe‘ am Institut für Geschichte der Universität Wien. In: *L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* 2 (14), 2003, S. 375–378; Günter Müller: „So vieles ließe sich erzählen ...“. Von der Geschichte im Ich und dem Ich in den Geschichten der populären Autobiographik. In: Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien (Hg.): *Wiener Wege der Sozialgeschichte. Themen – Perspektiven – Vermittlungen*. Wien, Köln, Weimar 1997, S. 335–356; Frauke von Trotschke, Gerhard Seitz: Jeder hat das Recht, gehört zu werden. Das Deutsche Tagebucharchiv in Emmendingen. In: Gold, Holm, Bös, Nowak (Hg.) (wie Anm. 5), S. 120–123.

Kommenden, einmal retrospektiv, mit einem Schwerpunkt auf die Reflexion des Vergangenen, und einmal mit schärferem Blick auf die während des Schreibens sich entfaltende Gegenwart.

Die Frage nach der kommunikativen Logik von Tagebüchern – also: für wen werden sie geschrieben? – führt aus wissenschaftlicher Perspektive zur Frage nach möglichen AdressatInnen, die ich verbinden werde mit der Frage nach Wahrheit und Authentizität.

Ich möchte im Folgenden zunächst erläutern, wie ich diese Verbindung verstehe, im gleichen Zuge kurz jener ‚Wahrheitsfrage‘ nachgehen, sowohl mit Blick auf Tagebücher im engeren als auch bezüglich lebensgeschichtlicher Erzählungen im weiter gefassten Sinn. Danach werde ich in drei Fallbeispielen die jeweilige Struktur des Erzählens analysieren und versuchen, deren kommunikative Funktion zu erschließen. Damit soll die Annahme der Dialogizität von Tagebüchern um den Bereich der lebensgeschichtlichen Erzählungen erweitert, an einzelnen Quellen überprüft und auf ihre Funktionalität hin befragt werden.

### **Biografie und ‚Wahrheit‘**

Tagebuchschreibende nehmen oft eine dezidiert subjektive Perspektive ein, aus der sie Erlebtes und Erdachtes in ein zeitliches „Tag“- und ein materielles „Buch“-Gerüst einbringen. Daraus kann sich eine regelrechte Ich-Bezogenheit entwickeln, mit der die Gattung Tagebuch zumindest performativ eine gewisse Exklusivität ausstrahlt. Dies trifft jedenfalls dann zu, wenn vom modernen Reflexionstagebuch die Rede ist, welches als persönliches Objekt inszeniert wird – im Gegensatz zu älteren Tagebüchern, die eher praktischen Zwecken wie der Weitergabe von Wissensbeständen und Anwendungsmöglichkeiten oder der Finanzbuchhaltung dienen.<sup>13</sup>

Das Tagebuch ist Geheimdokument und offenes Buch zugleich. Die russisch-französische Malerin Marie Bashkirtseff (1858–1884) bringt dieses Phänomen in ihrem Tagebuch auf den Punkt: „Es ist immer etwas Merkwürdiges um das Tagebuch einer Frau, das Tag für Tag geführt wird, ohne Pose, so als würde niemand

13 Vgl. Jan Peters: *Mit Pflug und Gänsekiel. Selbstzeugnisse schreibender Bauern. Eine Anthologie.* Weimar 2003.

auf der Welt es jemals zu lesen bekommen, und das doch geführt wird mit dem Wunsch, es möchte gelesen werden.“<sup>14</sup> Diese Doppelseichtigkeit des Tagebuchs wirft unter anderem Fragen auf, die seinen Status als Untersuchungsobjekt betreffen. Handelt es sich um Dokumente, in denen ein schreibendes Ich monologisch agiert, in denen weniger Rücksicht auf soziale Erwünschtheit genommen wird als etwa in Briefen oder zur Publikation bestimmten – drückt sich mithin die Persönlichkeit der schreibenden Person unmittelbarer aus? Führen Tagebücher näher an etwas wie eine biografische Wahrheit und Authentizität heran als andere Schreibformen?

Wahrheit soll hier sachlich verstanden werden: im Sinne des Strebens nach einem korrekten Bezug auf extern belegbare Daten und Fakten. Den Begriff der Authentizität möchte ich hier nicht essentialistisch verstehen, also nicht rekurrierend auf Vorstellungen tatsächlich vorhandener ungebrochener Echtheit und Unmittelbarkeit im Ausdruck des Kulturellen.<sup>15</sup> Es soll eher um „Effekte des Authentischen“<sup>16</sup> gehen, die sich im kommunikativen Bereich (besonders der Populärkultur) verwirklichen – also: was erweckt den Eindruck einer stärkeren Authentizität (ohne eine solche zu besitzen). Von diesen Vorüberlegungen ausgehend möchte ich einige Konzepte der biografischen Erzählforschung betrachten, die für das hier analysierte empirische Material hilfreich sind.

Gattungstheoretische Überlegungen zum Tagebuch, die oft einem literaturwissenschaftlichen und philosophischen Erkenntnisinteresse folgen, möchte ich hier insoweit nachzeichnen, als sie das Verständnis des zu untersuchenden empirischen Materials befördern. Dabei wird sich besonders eine kommunikative Logik des Tagebuchs

14 Marie Bashkirtseff: Tagebuch, Eintrag vom 1.5.1884. Quelle: Philippe Lejeune: „Liebes Tagebuch“. Zur Theorie und Praxis des Journals. München 2014, S. 176.

15 Vgl. zur übergreifenden Problematik Eberhard Berg, Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a. M. 1993, sowie zur Sehnsucht nach Authentizität in der Erzählforschung Regina Bendix: In Search of Authenticity: The Formation of Folklore Studies. Madison, Wisconsin 1997.

16 Helmut Lethen: Versionen des Authentischen: sechs Gemeinplätze. In: Hartmut Böhme, Klaus R. Scherpe (Hg.): Literatur und Kulturwissenschaften. Positionen, Theorien, Modelle. Reinbek 1996, S. 205–231, hier S. 209.

als relevant erweisen, die das Schreiben als einen Akt der Selbstaneignung der eigenen Biografie ermöglicht. Um diese Analyse abzustützen, möchte ich jene theoretischen Ansätze verbinden mit volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftlichen Konzepten der narrativ ausgerichteten Biografieforschung, die einen Fokus legen auf strukturelle und epistemologische Aspekte lebensgeschichtlicher Erzählungen.

So übernimmt Albrecht Lehmann, indem er bei der Lebensphilosophie Wilhelm Diltheys ansetzt, dessen Verständnis des menschlichen Lebens als Akt einer „individuellen Selbstschöpfung [...], die sich im Selbstbericht wiederholt“.<sup>17</sup> Die autobiografische Erzählung als hermeneutische Interpretationsleistung wird von Lehmann zwar als Selbstgestaltung im Sinne von individuellen Leistungen verstanden – die jedoch wiederum nicht frei sein kann von „gesellschaftlichen Erfahrungen“<sup>18</sup> und kulturellen Mustern. Produkt dieses Einflusses sind die „Leitlinien“, aus denen eine „lebensgeschichtliche Gesamterzählung [...] im allgemeinen“<sup>19</sup> besteht. Diese Leitlinien bieten eine Struktur, anhand derer die eigene Lebensgeschichte sich zu einem sinnhaften Ganzen zusammenfügen lässt, die zudem das Wiedererzählen erleichtert und die sich sogar zu eigenen Untergattungen wie der „Rechtfertigungsgeschichte“<sup>20</sup> verfestigen können. Doch laufen stets zahlreiche Leitlinien, die in sich unterschiedlich stringent sind, gleichzeitig nebeneinander her. Anpassungen und Neufassungen des jeweiligen Selbstentwurfs bleiben somit auch innerhalb dieser Konzeption möglich.

Lehmann blickte weniger auf etwas, was man als biografische ‚Wahrheit‘ aspirieren könnte. Stattdessen ging er davon aus, dass die durch die Perspektive der jeweiligen Gegenwart überformten Erinnerungen ihren individuellen Sinn haben. Die Kategorie der Wahrheit sei dafür kulturwissenschaftlich nur eingeschränkt relevant (sofern man Berichte nicht als historische Quellen benötige). Selbst wenn jemand eine offensichtlich „fiktive Geschichte seines Lebens“ erzähle,

17 Lehmann (wie Anm. 10), S. 24.

18 Ebd., S. 26.

19 Ebd., S. 19.

20 Albrecht Lehmann: Rechtfertigungsgeschichten. Über eine Funktion des Erzählens eigener Erlebnisse im Alltag. In: *Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung* 1–2 (21), 1980, S. 56–69.

solle man ihn dafür „nicht schelten“, so Lehmann, sondern annehmen, dass für die Abwandlungen „eine einleuchtende lebensgeschichtliche Begründung gegeben ist“.<sup>21</sup>

Ein solches Verständnis von Lebensgeschichte hat die kulturwissenschaftliche Erzählforschung nachhaltig geprägt. Dabei ist Kritik an biografischer Narratologie nicht zu ignorieren, die etwa das Verständnis des menschlichen Lebens als Lebensgeschichte in Frage stellt, da es zu sehr von sozialen Einflüssen abstrahiere und überdies damit einhergehe, das Leben „als eine kohärente Erzählung einer bedeutungsvollen und gerichteten Abfolge von Ereignissen“ wahrzunehmen. Das komme einer „rhetorischen Illusion“ gleich, wie man sie aus der teleologischen Geschichtsphilosophie kenne, so die vielbeachtete Argumentation Pierre Bourdieus.<sup>22</sup> Konzepte Lehmanns wie die Leitlinien des Erzählens und die Rechtfertigungsgeschichten erlauben es indes, die von Bourdieu aufgeworfenen Fragen kulturanthropologisch sinnvoll zu beantworten. Auch deshalb sind Lehmanns Begriffe bis heute in der Kulturwissenschaft lebendig – besonders, wenn der von Bourdieu ausgearbeitete Habitus-Begriff einbezogen wird,<sup>23</sup> der eben nicht mehr von sozialen Einflüssen auf die Lebensgeschichten abstrahiert. Narratologisch und kulturtheoretisch werden Lehmanns Begriffe ebenfalls aktuell weiterdiskutiert.<sup>24</sup>

Sowohl die volkscundlich-kulturwissenschaftliche Biografieforschung als auch die literaturwissenschaftlich-philosophische Tagebuchforschung stützen sich auf die Lebensphilosophie und Wissenschaftstheorie Wilhelm Diltheys. Dieser hat, so rekonstruiert es Dusini, die Autobiografie als „Urzelle“<sup>25</sup> seiner hermeneutischen Konzeption der Geisteswissenschaften betrachtet – der menschliche Geist bewege sich von der Reflexion des eigenen Lebens (Autobiografie)

21 Lehmann (wie Anm. 10), S. 27.

22 Pierre Bourdieu: Die biographische Illusion. In: BIOS. Zeitschrift für Biografieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 1 (3), 1990, S. 75–81, hier S. 76.

23 Vgl. Silke Meyer: Das verschuldete Selbst. Narrativer Umgang mit Privatinsolvenz. Frankfurt a. M., New York 2017, S. 90–130.

24 Vgl. Harm-Peer Zimmermann: Leitlinien und Zuglüste des Erzählens. Hans im Glück, gelesen als Altersparabel. In: Fabula. Zeitschrift für Erzählforschung 3–4 (56), 2015, S. 232–247.

25 Dusini (wie Anm. 1), S. 63.

über die Reflexion des fremden Lebens (Biografie) hin zur Betrachtung des Historisch-Gesellschaftlichen.<sup>26</sup> Diesen Gedanken weitet Dusini also auf das Tagebuch als Gattung aus, womit diesem eine starke kulturelle Stellung zukommt.

Dusini sieht das Tagebuch als eine in diesem Sinne „autobiographische Gattung“. Den autobiografischen Gattungen stellt er unter Rückgriff auf eine von Ernst Robert Curtius geprägte Metapher die „absoluten Bücher“ gegenüber, welche den Menschen – wiederum angelehnt an die von Jean-François Lyotard formulierte Konzeption der „Großen Erzählungen“ – „jene Große Geschichte“ auferlegen, die „als Herrschaftsgeschichte lediglich bestimmte Modelle von Lebensgeschichten zulässt“. Das Tagebuch ist demnach kein absolutes Buch, sondern stellt im Gegenteil eine der Möglichkeiten der „récriture der absoluten Bücher“ dar. Dieses Neu-Schreiben des eigenen Lebens, das Selbstgestalten der Autobiografie mithilfe des narrativen Universalismus konstituiert ein „Aufbegehren gegen vorgeschriebenes Leben“,<sup>27</sup> in dem das Tagebuch eine wichtige Rolle einnehmen kann.

In diesem Zusammenhang wird die geläufige Vorstellung vom Tagebuch als privatem Selbstgespräch dekonstruiert, da sie der kommunikativen Funktion des Diaristischen zuwiderlaufe. Gegen den Charakter des Monologischen spreche, auch abseits von möglichen externen Lesenden, der oftmals in Tagebüchern selbst reflektierte Umstand, dass „das Tagebuch in einen Dialog des Schreibers mit seinem Schreiben verwickelt“<sup>28</sup> sei. Auch die vermeintliche Privatheit des Tagebuchs sei als Annahme logisch nicht haltbar – allein die Möglichkeit einer späteren fremden Lektüre mache die Privatheit zu einem untauglichen Merkmal der Gattungsbestimmung,<sup>29</sup> zumal die Deklaration eines Schriftstücks als Tagebuch ja gerade geeignet ist, neugierige fremde Blicke anzuziehen.

Dass Tagebüchern weiterhin eine „Formlosigkeit“ eigne, sei „der Glaubenssatz, von dem die meisten bisherigen Beschreibungsvorschläge der Gattung ausgehen“. Diese Annahme der Formlosigkeit

26 Vgl. Wilhelm Dilthey: Die Abgrenzung der Geisteswissenschaften.  
In: Uwe Wirth (Hg.): Kulturwissenschaft. Eine Auswahl grundlegender  
Texte. Frankfurt a. M., 2008, S. 109–118.

27 Dusini (wie Anm. 1), S. 55 ff.

28 Ebd., S. 69.

29 Vgl. ebd., S. 68–71.

weist Dusini als „unerträglich“ und „töricht“<sup>30</sup> zurück – im Gegenteil würden sich Tagebücher gerade durch ungewöhnlich komplexe Strukturen auszeichnen.

Für eine kulturwissenschaftliche Perspektive<sup>31</sup> scheint es mir hilfreich, die von Dusini angeregten Differenzierungen zwar aufzunehmen, aber doch auch zu einem heuristischen Gattungsverständnis zu finden, in dem graduelle Abstufungen vorgenommen werden. So könnte man Tagebücher vielleicht in dem Sinne als tendenziell privat und temporär monologisch verstehen, dass sie nicht unmittelbar die Lektüre durch Fremde zu gewärtigen haben, wie es etwa bei einem verschickten Brief oder einem zur Publikation bestimmten Text der Fall wäre. Bei einer solchen Unterscheidung von Privatheit und (potenzieller) Öffentlichkeit sind freilich grundsätzlich auch die „geschlechterspezifisch differierenden Zugänge“<sup>32</sup> zu diesen Sphären zu berücksichtigen. In diesem Sinne ließe sich auch die zurückgewiesene Annahme der Formlosigkeit teilweise aufrechterhalten. So ist es klassischerweise nicht notwendig, für ein Tagebuch Formatierungsvorgaben zu befolgen, auf die Orthografie zu achten oder die Verständlichkeit für mögliche fremde Lesende ständig zu bedenken. Philippe Lejeune schlägt bezüglich der formalen Frage eine solche Definition vor:

30 Ebd., S. 68.

31 Für den Bereich der literarisch geprägten Autobiografien ergeben sich noch einmal andere Fragen und Gestaltungsprinzipien, die hier nicht berücksichtigt werden sollen, die aber insgesamt für den autobiografischen Diskurs wichtig sind; vgl. besonders Philippe Lejeune: *Der autobiographische Pakt*. Frankfurt a. M. 1994; Sidonie Smith, Julia Watson: *Reading Autobiography. A Guide for Interpreting Life Narratives*. Minneapolis 2010; Hermione Lee: *Virginia Woolf's Nose. Essays on Biography*. Princeton 2005.

32 Christa Hämmerle, Li Gerhalter: *Tagebuch – Geschlecht – Genre im 19. und 20. Jahrhundert*. In: Dies.: (Hg.): *Krieg – Politik – Schreiben. Tagebücher von Frauen (1918–1950)*. Wien, Köln, Weimar, S. 7–31, hier S. 20. Vgl. weitergehend zu Diskursen über die historisch bürgerlich geprägte Unterscheidung von Privatheit und Öffentlichkeit und zu deren feministischer Bedeutung Ulla Wischermann: *Feministische Theorien zur Trennung von privat und öffentlich – Ein Blick zurück nach vorn*. In: *Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* 1 (21), 2003, S. 23–34.

„Das Tagebuch bietet Raum, frei zu agieren. In ihm fühlt sich jeder berechtigt, sich so auszudrücken, wie es ihm beliebt. Tagebuchschreibende werden nicht von der Angst gebremst, Fehler zu machen. Jeder kann seine Spielregeln selbst wählen: verschiedene Hefte führen, die Genres mischen. Tagebücher werden so nicht nur Beobachter des eigenen Lebens, sie bilden auch Instrumente, um schreibend nach dem richtigen Ausdruck des eigenen Lebens zu suchen. Das Tagebuch braucht kein Lektorat.“<sup>33</sup>

Albrecht Lehmann hat auch „Alltagserzählungen“ insgesamt schon als „Geschichten mit geringem stilistischen Aufwand“<sup>34</sup> charakterisiert. Die Freiheit des Ausdrucks steht im Vordergrund. Die in Tagebüchern verstärkt vorzufindende Reflexion des eigenen Schreibens – der „Dialog des Schreibers mit seinem Schreiben“<sup>35</sup> – erleichtert überdies zwar den Selbstentwurf, die Aneignung der eigenen Biografie durch die Schreibenden, ist aber weniger hilfreich für die Suche nach biografischer Authentizität. Die Hoffnung, in solchen Erzählungen etwa den Ausdruck unmittelbaren äußeren Erlebens zu finden, würde fehlergehen. Das „Authentizitätsversprechen des Tagebuchs, das auch in der Geschichtswissenschaft immer wieder aufgegriffen wird“, erweise sich, so Janosch Steuwer und Rüdiger Graf, bei näherem Hinsehen stets „als Schimäre“.<sup>36</sup>

Sowohl gegenüber der ästhetischen Ausdruckskraft als auch gegenüber der biografischen ‚Wahrheit‘ steht auch bei den hier betrachteten Dokumenten etwas anderes im Vordergrund: die Ausgestaltung der Erzählungen, die Selbstaneignung der biografischen Geschichte durch die Schreibenden sowie die Reflexion dieser Tätigkeit – deren kommunikativer Charakter noch herauszustellen ist.

33 Philippe Lejeune: *Datierte Spuren in Serie. Tagebücher und ihre Autoren.* In: Janosch Steuwer, Rüdiger Graf (Hg.): *Selbstreflexionen und Weltdeutungen. Tagebücher in der Geschichte und der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts.* Göttingen 2015, S. 37–46, hier S. 46.

34 Lehmann (wie Anm. 10), S. 34.

35 Dusini (wie Anm. 1), S. 69.

36 Janosch Steuwer, Rüdiger Graf: *Selbstkonstitution und Welterzeugung in Tagebüchern des 20. Jahrhunderts.* In: Dies. (Hg.) (wie Anm. 33), S. 7–36, hier S. 31.

## Prospektiv: Ein Jugendtagebuch

Ruthilt Hanzel (1911–1993), geboren in Wien als Tochter einer Lehrerin und eines Lehrers, hat sehr früh mit dem Tagebuchschreiben begonnen, auch weil sie sich in Kindheit und Jugend mehrmals monatelang in Dänemark aufgehalten und Reisetagebücher geführt hat.

Sie besuchte das Gymnasium in Wien, studierte Philosophie und Germanistik in Wien und Kopenhagen (ohne Abschluss); ab 1933 lebte sie dauerhaft in Dänemark, wo sie heiratete, drei Kinder bekam und einer Tätigkeit als Lehrerin an der Volkshochschule Kopenhagen nachging.<sup>37</sup> Ihr Jugendtagebuch weist einen besonders offen kommunikativen Charakter auf, weshalb es hier näher betrachtet werden soll.

Li Gerhalter hat in ihrer Dissertation über „Tagebücher als Quellen“, die unter anderem auf den Beständen der Wiener Sammlung Frauennachlässe basiert, zahlreiche Tagebücher mit vielfältigen diaristischen Praktiken in Verbindung bringen können.<sup>38</sup> Diese betreffen auch das Moment des Dialogischen: etwa wenn die – oft erzwungene – kontrollierende Lektüre des vorher Geschriebenen durch Erziehungspersonen thematisiert wird. Doch die Geheimhaltung der Inhalte, aus der sich ja ein Gutteil der Aura des Tagebuchs speist, wurde durchaus auch freiwillig aufgegeben. So ist dokumentiert, dass Tagebücher unter jungen Frauen und Mädchen als Freundschaftsbeweis ausgetauscht wurden, woraus selbst regelrechte Co-Autorschaften entstehen konnten – „kommunikative Geheimnisse“.<sup>39</sup> In einer diaristischen Praxis, die zwischen dem 19. Jahrhundert und den 1970er Jahren betrieben worden ist, „gaben junge Frauen ihre Aufzeichnungen [...] auch an ihre

37 Später wurde sie bekannt durch ihr öffentliches Engagement gegen Nationalismus und Antisemitismus und als Mitglied der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit (IFFF). 1962 erhielt sie das Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich [Informationen aus dem Katalog der Sammlung Frauennachlässe]. Ruthilt Hanzel ist eine Tochter der bedeutenden Frauenrechtlerin und Intellektuellen Mathilde Hanzel-Hübner – vgl. Monika Bernold, Johanna Gehmacher (Hg.): *Auto/Biographie und Frauenfrage. Tagebücher, Briefwechsel, Politische Schriften von Mathilde Hanzel-Hübner (1884–1970)*. Wien 2003.

38 Vgl. Li Gerhalter: *Tagebücher als Quellen. Diaristische Aufzeichnungen als Forschungs- und Sammlungsgegenstände in den Sozialwissenschaften bis in die 1930er-Jahre und in den Geschichtswissenschaften ab den 1980er-Jahren*. Unveröff. Diss., Wien 2017, S. 399–440.

39 Ebd., S. 433.

Verlobten weiter oder lasen jenen daraus vor“.<sup>40</sup> Li Gerhalter hat das Tagebuch von Ruthilt Hanzel in diesen Zusammenhang eingeordnet: Hier finden sich etwa nachträglich beigefügte Schreibmaschinenseiten mit Abschriften früherer Episoden, die offenbar für ihren Verlobten bestimmt waren. Ich möchte dieses Tagebuch genauer betrachten, weil es in vielerlei Hinsicht ein bemerkenswertes Dokument darstellt, welches mit seinem experimentellen Charakter die Ausdrucksmöglichkeiten der Gattung Tagebuch durchmisst.

Besonders auffällig sind die verschiedenen Bearbeitungs- und Reflexionsebenen des Tagebuchkonvoluts, das aus unterschiedlichen Heften ohne Datumsvordruck sowie aus Kalendern besteht – zudem finden sich lose eingelegte und teils angeheftete Blätter wie die bereits erwähnte Beigabe. Möglicherweise aus dem Anlass der Verlobungsweitergabe hat Hanzel auch nachträglich handschriftliche Bemerkungen an Rändern der ursprünglichen Schrift hinzugefügt, die Zeit- und Ortsangaben präzisieren oder anderweitige Kontextualisierungen liefern. Derartige Kurzbemerkungen, in der gleichen auffälligen pinken Farbe, finden sich indes auch in viel später angelegten Kalendern<sup>41</sup> von Hanzel (später verh. Lemche), die seit 1933 in Dänemark lebte. Offenbar hat die Diaristin also zu verschiedenen Zeiten ihre Aufzeichnungen neu gesichtet und kommentiert.

Bereits 1926 hat Hanzel ihre zwei Jahre alten Einträge einer strengen Prüfung unterzogen und für unreif befunden. Dieses Muster wiederholt sich, sodass sich immer wieder Formulierungen finden wie: „Heute – 2-4-29 – kann ich, was ich damals nur halb begriff, deuten“.<sup>42</sup> Solche Überlegungen initiieren dann teils weit ausgreifende Reflexionen. Dass den jeweils älteren Texten also stets die Revision „eines zukünftigen Lese-Ichs“<sup>43</sup> dräut, wird hier explizit ausbuchstabiert:

„26-8-28

„Erkenne dich selbst“.

Wozu schreibt man tagebücher? Ich glaube, weil man den augenblick dauernd machen will. Man weiss genau, dass man

40 Ebd., S. 438.

41 Ruthilt Hanzel: Material aus der Sammlung Frauennachlässe am Institut für Geschichte der Universität Wien, Nachlass 2 II.

42 Ebd., Nachlass 2 I.

43 Holm (wie Anm. 5), S. 31.

in einigen jahren seine jetzige lage anders, richtiger beurteilen wird. Doch dann wird vielleicht die eigenartige stimmung von heute fehlen. Eine stimmung, ein erlebnis, soll uns ‚für immer‘ gleichbleiben. Darum schreiben wir sie nieder, wenn wir auch fühlen, dass wir vielleicht einmal beim lesen lächeln werden.“<sup>44</sup>

Hanzels Tagebuch schwankt zwischen den von ihr benannten Polen: dem Versuch des Einfangens einer ganz spezifischen, zeitgebundenen Stimmung auf der einen und dem Versuch des richtigen Beurteilens einer „lage“. Diese Überlegungen zum Wesen des Tagebuchs treten nun in ein Verhältnis zu alltäglicheren Einträgen dieser Zeit. Man kann beobachten, wie Hanzel ihren Eintragungen hier eine Färbung gibt, die diesen Überlegungen besonders gut entspricht: So etwa in der dramatisierenden Darstellung eines ländlichen Ausflugs, bei dem sich ihr „erster kuss“ ereignet:

„Sommer 1928 – anfang september 1928: Sommer: Weissen-see, Sonne, körperkult, unzivilisation. In mir: verlangen nach ruhe, ausspannen des geistes. Kleinigkeiten werden gross. So auch ein schusterbub. [...] Mit meinem wahrheitsformalismus bringe ich ihn zum staunen, zum bewundern. [...] Ich habe ihn freiwillig geküsst. Oben in der scheune, am morgen des letzten tages. Ich arbeitete gern mit den bauern, mit ihm. Ich wollte damit zeigen, dass auch ich auf körperlichem Gebiet was leiste, nicht nur als denkender kopf. Den kopf verbannte ich: vernünftig ist’s nicht, aber... und mit lodernsten augen sah ich ihn an.“<sup>45</sup>

Die Diaristin hat ihre eigene Tagebuchtheorie aufgestellt. Nun sieht es danach aus, als würde sie ihr Schreiben auch nach dieser ausrichten. Oder hat sie sich bei dem ländlichen Erlebnis, sofern es in dieser Form stattgefunden hat, gar schon gedanklich bei der Niederschrift befunden? Das Ereignis entsprechend forciert? Die Interdependenz zwischen Erzählen und Leben ist jedenfalls offensichtlich, während die Suche nach Authentizität oder Unmittelbarkeit an dieser Diaristin

44 Hanzel (wie Anm. 41).

45 Ebd.

scheitern muss. Sie spricht selbst von „wahrheitsformalismus“, den sie „verbannte“. Es geht ihr also erklärtermaßen nicht um die autobiografische Wahrheit, nicht um den Versuch einer realitätsgetreuen Wiedergabe des Erlebnisses. Stattdessen ist es ein experimentelles Überblenden von Erzählung und Erlebnis, das gewisse kulturell geprägte Leitlinien des Erzählens durchscheinen lässt: die dramatisierende Beschreibung des Kusses, die Oppositionsbildung zwischen der gebildeten Frau aus der Stadt und den staunenden Bauern sowie die Formulierung von den „lodernsten augen“, die sich anhört, als wäre sie aus der Populärkultur oder einem literarischen Werk entnommen.

Neue Ausdrucksformen erschließt sich Hanzel in einem Heft, das aus Anlass ihrer Maturareise entstanden ist. Nur fragmentarisch ähnelt es einem Reisetagebuch. Die Reise durch Österreich lässt sich zwar grob nachvollziehen, jedoch sind oftmals nur Ortsnamen wie Aussee, Hallstatt oder Innsbruck sowie zurückgelegte Etappen aufgeschrieben, während darunter die eigentlichen Einträge zu fehlen scheinen. Derart auffällige Lücken in Tagebüchern betonen das Gattungsmerkmal der „Kopfstellung“<sup>46</sup> eines jeweiligen Datums vor dem dazugehörigen Text, das Primat der zeitlichen Gliederung – denn offenbar war ja zunächst geplant, den jeweiligen Etappen noch Beschreibungen und Reflexionen hinzuzufügen. Die Vorab-Einteilung eines Tagebuchs in zeitliche Einheiten, wie sie durch regelmäßige, teilweise Lücken lassende Abstände sichtbar wird, lässt Rückschlüsse darauf zu, dass zu einem bestimmten Zeitpunkt eine gewisse Absicht bestand, das Tagebuchschreiben als feste Angewohnheit in den Alltag zu integrieren.<sup>47</sup> Bei Hanzel sieht es allerdings danach aus, dass das feste Korsett der zeitlichen und räumlichen Gliederung gerade zur Abkehr von einer solchen Regelmäßigkeit führt. Sie hatte bereits als junges Mädchen ein fein säuberliches, klassisches Reisetagebuch geführt und ihre Tagebuchaufzeichnungen über die Schulzeit nach dem konventionellen Muster angelegt. Im Heft über die Maturareise geht die Betonung der festen Gliederung aber nun damit

46 Dusini (wie Anm. 1), S. 107.

47 Vgl. Ulrich Schwarz: Die „Tagesaufzeichnungen“ der Theresia Vogt. Von der Verwandlung einer Buchführung im ländlichen Niederösterreich (1945–1950). In: Hämmerle, Gerhalter (Hg.) (wie Anm. 32), S. 7–31, hier S. 109–138, bes. S. 124 f.

einher, dass eine solche überwunden wird – auch durch eine spielerische Aneignung. So werden die entstandenen Leerstellen poetisch zum Sprechen gebracht, indem die Diaristin zum Beispiel eine ganze Doppelseite leer lässt, bis auf die klein mit Bleistift geschriebenen, verloren wirkenden Worte „Ich träumte von dir“.<sup>48</sup> Die Platzierung dieser Worte, in etwa mittig auf der rechten Seite, lässt eine bewusste Ausgestaltung dieser Doppelseite vermuten. Zumal auf der linken oberen Seite alte Spuren von Rost in Form einer Büroklammer auszumachen sind, die auf die frühere Präsenz eines Fotos hinweisen könnten.

Diese spielerische Aneignung und Umgestaltung zentraler Gattungsmerkmale des Tagebuchs bringt einen Wandel in der Art des Tagebuchführens mit sich. Es finden sich Comic-artige Zeichnungen, oft auch Selbstporträts, etwa wie die Diaristin im Bett liegt, versehen mit dem Kommentar: „Schlummere süß“.<sup>49</sup> Verspielt-experimentelle Abbildungen, realistische Straßenszenen, mythologische Szenen wie Europa auf dem Stier oder ein „Bacchanal“,<sup>50</sup> dies alles ist eingebettet in autobiografische Darstellungen – immer schwankend zwischen den Polen an denen sie zum einen Augenblicke mit angestrebter Authentizität zum Verweilen bringen möchte und zum anderen nachträglich streng rational über diese urteilt.

In einem auf 1933 datierten Dokument, das wieder einmal rückblickend reflektiert, urteilt die 22-Jährige versiert über ihre eigenen früheren jugendlichen Gemütszustände, wobei sie erklärt, „jugendpsychologische Schriften“<sup>51</sup> hinzugezogen zu haben. Hanzel beschreibt dabei ihren Drang, sich ästhetisch auszudrücken, der zu einer offenbar besonders intensiv betriebenen Praxis führte, die man heute wohl als Fan-Fiction bezeichnen würde. In diesen Rollenspielen mit ihrer Schwester – Dietgart, auch Dietl genannt – agierte sie „immer als Mann“:

„ich spielte Dietgart, sie in passiven Rollen einbeziehend, Geschichten vor, deren Personen oft aus besonders tief

48 Hanzel (wie Anm. 41).

49 Ebd.

50 Ebd.

51 Ebd.

erlebten Dichtwerken stammten. So z.B. eine Geschichte eines idealen spanischen Regenten, indem ich zu Don Karlos von Schiller die Jugendgeschichte erfand [...]. [Ich] hatte jedesmal irgendeine dramatische Szene, wechselte den Lieb-ling, erfand neue Figuren, die sich dann zu Hauptfiguren aus-wuchsen, glitt mehrmals am Tod vorbei, wobei Dietl bitter-lich weinte [...].“<sup>52</sup>

Die ästhetische Freiheit, die sie hier beschreibt, nutzt Hanzel auch in ihrem Tagebuch. Von der Freiheit der Ausdrucksmöglichkeiten, die das Tagebuch bietet, macht sie rege Gebrauch. Dass dies eine Selbst-aneignung der biografischen Geschichte ermöglicht, zeigt sich hier deutlich, denn das experimentelle Schreiben stellt sie als etwas dar, was ihr helfe, sich im Leben zu orientieren. So weist sie dem Schrei-ben die Funktion der Selbsterkenntnis zu, die eine Suchbewegung sei – in Richtung eines ‚wahren‘ Ichs: „Das ‚sich-selbst-erkennen‘ ist [...] keine einfache Sache“, schreibt sie im August 1928 und fährt fort: „Wahrheit tut weh. Und doch ist sie das einzige, was mich vollkom-men beglückt. Ich will sie suchen.“<sup>53</sup> Diese Suchbewegung umfasst zum Beispiel auch eine Auseinandersetzung mit der von ihr in Anleh-nung an zeitgenössische jugendpsychologische Schriften sogenannten „Pubertäts-Homosexualität“<sup>54</sup>. Wie verhält es sich nun in diesem Fall-beispiel mit dem Moment des Kommunikativen, das zu Beginn die-ses Aufsatzes als Merkmal des Tagebuchs vorausgesetzt worden ist? Die Kommunikation findet hier – abgesehen von der vermutlichen Weitergabe zumindest von Ausschnitten des Tagebuchs an den Ver-lobten – hauptsächlich zwischen verschiedenen Zeitebenen statt. Die Schreiberin kommuniziert dabei sozusagen mit verschiedenen Aus-prägungen ihres eigenen Ichs, schwankend zwischen der angestrebten Darstellung der Authentizität des Augenblicks und der nachträglichen strengen Prüfung durch das gereifte, vorgeblich rationalere Ich. Hervorzuheben ist bei alledem, dass die Diaristin schon während der Niederschrift die spätere Revision des Geschriebenen mitbedenkt, also auch prospektiv schreibt.

52 Ebd.

53 Ebd.

54 Ebd.

## Retrospektiv: Ein Alterstagebuch

Eine zurückblickende Kommunikationsstrategie wendet eine ebenfalls aus Wien stammende Diaristin an, die 1922 geborene Hildegard Weniger, Tochter eines Posamentiergesellen und einer Weißnäherin, die nach dem Besuch der Volksschule eine Fahrdienstleiterprüfung absolvierte, aber nach der Heirat eines Bahnbediensteten und der Geburt von zwei Kindern hauptsächlich im Haushalt tätig gewesen ist (Selbstauskunft zu Beginn des Dokuments). Sie hat ihr Tagebuch Mitte der 1980er Jahre begonnen und rund zehn Jahre lang geführt, auf etwa 550 Seiten (ergänzt durch ein Nachtragsheft ohne Seitenzählung). Hier dominiert zunächst die reflexive Figur des Rückblicks, die noch keinen Außenbezug herstellt.

Ein wiederkehrendes Muster besteht darin, dass Weniger die Eintönigkeit ihrer Gegenwart beklagt und daher immer wieder in Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend schwelgt. Es entsteht der Eindruck, dass sie den Kontrast zwischen der tristen Gegenwart und der glücklichen Vergangenheit gezielt forciert: Über die Vergangenheit schreibt sie lebendiger, farbiger und mit konzentrierterer Gestaltungskraft, während sich ihre Gegenwartsbeschreibungen oft in gegenständlichen und kleinteiligen Darstellungen verlieren – bis hin zur häufig wiederkehrenden Auflistung der Lottozahlen (ohne Gewinn). Auch sonst fertigt sie gerne Listen an, etwa von Preisen in Gasthäusern oder von Anglizismen, die sie strikt ablehnt und als eine „große Schande“<sup>55</sup> ansieht. Die Darstellungen sind insgesamt sehr sprunghaft, assoziativ und nicht immer in ihrem Kontext verständlich.

Die (zumindest in den ersten Jahren) jeweils datierten Eintragungen fangen zumeist entweder mit einer aktuellen Alltagsbegebenheit an, oder sie beginnen mit der Betonung des Datums, wenn es einen Jahrestag markiert, der der Diaristin präsent ist. Beides führt dann schnell zur Darstellung von Erinnerungen, die meist in Schwermut enden. So heißt es etwa im Eintrag vom 8. November 1988:

55 Hildegard Weniger: Tagebuch. Material aus der Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien (künftig DoLA), S. 194 [Paginierung durch DoLA].

„Das war Großmutter's Geburtstag. Heute wäre sie 136 Jahre alt. So alt kann halt niemand werden.

Ich bin die Einzige, die noch an sie denkt u. sie gekannt hat. Mit meinem Leben wird auch sie ausgelöscht sein, wenn ich sterbe.

So geht alles dahin.“<sup>56</sup>

Auch in anderen Einträgen sind ihre Großeltern der Ausgangspunkt:

„Ich denke an meine Großeltern zurück, wie gerne möchte ich noch zu ihnen gehen können!

Wie traurig ist es, das alles verloren zu haben. [...] Die Häuser, die Wohnungen sind noch da, die Menschen mit denen man gelebt hat darin, sind schon so lange tot! Ach, wie schrecklich kann das Leben sein.“<sup>57</sup>

Die andere häufige Einstiegsvariante in Tagebucheinträge, die aktuelle Begebenheit, kommt oft in Gestalt von Bezügen zu Fernsehsendungen vor. So löst etwa die Ankündigung eines Films, den die Diaristin früher im Kino gesehen hat, die ausführliche Schilderung des damaligen Kinobesuches aus, die wiederum die Vergegenwärtigung komplexer Beziehungsgeflechte hervorruft. Solche Zusammenhänge waren ihr offenbar ständig präsent.

Sie beschreibt ihre Kindheit und Jugend als materiell „bescheiden“, als eine „arme Zeit“,<sup>58</sup> in der zum Teil sogar Hunger herrschte, denn ihr Vater war lange arbeitslos und das Überleben wurde durch eine Großmutter mehr schlecht als recht gesichert.<sup>59</sup> Weniger betont jedoch die emotionale Geborgenheit, die Nähe und den Zusammenhalt in Familie und Nachbarschaft. Schon damals haben Produkte der Populärkultur eine wichtige Rolle für die Diaristin gespielt, da

<sup>56</sup> Ebd., S. 183.

<sup>57</sup> Ebd., S. 51 f.

<sup>58</sup> Ebd., S. 133 f.

<sup>59</sup> Die Situation der Familie bleibt etwas unklar: so wird die Arbeitslosigkeit des Vaters wiederholt mit einer Spanne von zehn Jahren angegeben, während die Zeit der Abhängigkeit von Almosen der Großeltern nicht genau eingegrenzt wird. Zum Teil wird hier auch pauschalisiert und vermutlich übertrieben. So hatten die Mutter und die Diaristin selbst verschiedene kürzere Gelegenheitsanstellungen, auch ist die Rede davon, dass sie Kartoffeln anbauen – vgl. ebd., S. 49.

sie die Geborgenheit um ein Gefühl der Entrücktheit ergänzten, das befreiende Eintauchen in eine eigene, mit individuellen sinnlichen Erfahrungen gesättigte Welt ermöglichten und auch die engen Wohnverhältnisse vergessen machten:

„Ich war zufrieden u. konnte mich auf jede Kleinigkeit freuen. Ich habe damals jeden Samstag im Radio im Bett mit Detektor die schönen Operetten wie ‚Das Spitzentuch der Königin‘, [...], ‚Der Hofball v. Schönbrunn‘ von August Pepöck gehört u. mich die ganze Woche auf diese Sendung gefreut.

Das ging so, bis der Hitler kam, dann war es aus mit diesen schönen Sendungen.

Als ich diese Operetten hörte, lag ich in der Küche in meinem Tafelbett, neben mir auf einem Sessel stand mein Detektor den mir die Mama gekauft hat u. ich hörte mit Kopfhörer zu. Dabei musste ich sehr ruhig liegen, weil ich mir sonst den Sender verstellt hätte. Aber dies machte mir nichts aus.

Im Zimmer nebenan schliefen die Eltern u. mein Bruder. Wir waren alle rechtschaffen müde, denn wir mußten vom Frühjahr an tagsüber sehr viel auf unseren Feldern arbeiten u. gießen u. gingen daher zeitig zu Bett.“<sup>60</sup>

Eine solche Lust am ästhetisch abgesonderten Parallel-Alltag hat Weniger beibehalten. Auch in der Gegenwart des Tagebuchschreibens ist wiederholt von im Radio gespielten Liedern und Stücken die Rede, die sehr intensiv empfunden und mit Erinnerungen und Fantasien verknüpft werden. Hinzu kommt ihre Vorliebe fürs Fernsehen. Wie wichtig das Fernsehen für Weniger ist, wird wiederholt deutlich.<sup>61</sup> Sendungen wie *Lindenstraße*, *Wetten Dass* und *Forsthaus Falkenau* strukturieren geradezu ihren Alltag – und regen sie zum Schreiben an, etwa wenn eine Übertragung eines Wettkampfs im Dressurreiten zu seitenlangen begeisterten Beschreibungen führt.

Im Eintrag vom 26. März 1988 heißt es:

„Heute sah ich wieder, so wie tägl. um 15h im Sat 1 die Familien-Serie ‚Die Waltons‘. Sie spielt in den 30er Jahren der

60 Ebd., S. 135.

61 Vgl. ebd., S. 392–396.

schweren Wirtschaftskrise und bringt mir viel vom Familienleben wie es auch bei uns war, in Erinnerung.“<sup>62</sup>

Dass Weniger die US-amerikanische Serie *Die Waltons* täglich ansieht, mag auch etwas über ihre Schreibpraxis selbst verraten. Dass diese Praxis von den *Waltons* inhaltlich inspiriert ist – da die Serie ja Erinnerungen hervorruft –, spricht Weniger schon selbst aus. Doch könnte man überdies vermuten, dass die Erzählstruktur der Serie sie in ihrem Drang zum Tagebuchschreiben zumindest bestätigt hat: Die Serie ist aus der Sicht des ältesten Sohnes erzählt, der die Ereignisse in seinem Tagebuch festhält. Die erzählerische Rahmung erweckt mithin den Eindruck eines verfilmten Tagebuchs. In der Serienwelt lebt eine drei Generationen umspannende, kinderreiche und streng baptistische Großfamilie zusammen in einem Haus, das von großen Bäumen umrankt auf ihrem eigenen Anwesen steht, wo sie auch ein kleines Sägewerk betreibt. Das Leitmotiv der Serie besteht im Kontrast zwischen einer schwierigen wirtschaftlichen Lage inmitten der Großen Depression auf der einen und einem umso stärker ausgeprägten familiär-emotionalen Zusammenhalt auf der anderen Seite. Genau einen solchen Kontrast spannt auch Weniger auf, wenn sie betont, dass sie zwar inzwischen materiell abgesichert sei, sich jedoch nach der Geborgenheit, nach dem Zusammenhalt sehne, der damals gerade durch den äußeren Mangel entstanden sei. Sie richtet sich also offensichtlich nach Leitlinien des Erzählens, die in diesem Fall durch die Populärkultur aktiviert und aktualisiert werden und die sich nicht nur auf inhaltliche Motive beziehen, sondern die auch die Form des Erzählens selbst – das Tagebuchschreiben – zum Gegenstand haben. Dieser Einfluss findet sich auch subtiler in der Art der Darstellung, wie folgende Ausführung illustrieren mag:

„Ich erinnere mich an unseren schönen großen Holunderbaum. Es war ein Liebblingsplatz von mir, unter dem Holunderbaum zu sitzen.

Hatte ich meine Aufgaben erledigt, nahm ich ein Buch und setzte mich unter den Baum. Er hatte 6 Stämme u. eine schöne hohe breite Krone, die viel Schatten spendete.

62 Ebd., S. 143.

Viele Jahre saß ich unter diesem Baum. Wir bekamen ihn von den Großeltern aus ihrem Schrebergarten. [...] Der Holunderbaum stand rückwärts gleich nach dem Hühnerauslauf. Es war ein ruhiger Platz u. auch die Hühner liebten den Schatten des Baumes, wenn sie in der Mittagshitze unter den schattenwerfenden Ästen ihre Siesta hielten u. ganz still dahindösten. Nur ab und zu hörte man ein leises Kr, kr, kr von ihnen. Ich höre es heute noch, es war alles so friedlich und schön.“<sup>63</sup>

Die Diaristin hat mit ihren Eltern in verschiedenen, meist sehr kleinen und ärmlichen Wohnungen in Wien gelebt. Diese Szene trug sich vermutlich in einer Unterkunft in einem Neubau zu, der Anfang der 1930er Jahre im Zuge der Wiener Siedlerbewegung in randständiger Lage (Leopoldau) errichtet worden ist. Die Beschreibung des Baumes mit den Hühnern wirkt sehr ländlich. Offenbar ist hier die Atmosphäre der *Waltons* eingeflossen und hat den Schwerpunkt stärker auf die ländlich-ruhigen Aspekte der Erinnerung verlagert.

Wenngleich wohl nicht von literarischen und philosophischen Werken beeinflusst wie eine Ruthilt Hanzel, zeigt Weniger schließlich auch eine gewisse Entwicklung: Zum Ende ihres Tagebuchs weicht sie zunehmend von der vorher typischen Form ab, in der das jeweilige Datum und spontane Erinnerungen zu assoziativen Sprüngen führte. Stattdessen schreibt sie nun kurze Essays, die mit einem Titel versehen sind und vom jeweiligen Gegenstand ausgehen – sodass ihre Erinnerungen stärker strukturiert werden. Sie behandelt Themen wie „Über Witze“, „Die Gemütlichkeit“, „Das Steckenpferd“ oder „Über Peter Alexander“.<sup>64</sup>

Während Hanzel, durch literarische, philosophische und psychologische Werke beeinflusst, auf verschiedenen Zeitebenen zugleich operiert – also quasi mit ihrem früheren und der Vorstellung „eines zukünftigen Lese-Ichs“<sup>65</sup> kommuniziert –, richtet sich diese Art der Selbstreflexion bei der stärker von der Populärkultur beeinflussten Weniger in die Vergangenheit, indem sie ihre Lebensgeschichte in

63 Ebd., S. 138.

64 Vgl. Weniger (wie Anm. 55), Nachtragsheft, Eintrag vom 23.3.1995.

65 Ebd., S. 31.

versprengten Episoden rekapituliert. Bei beiden führt das fortgesetzte Schreiben schließlich zu einer Wendung nach außen: Hanzel tippt die Höhepunkte ihres Tagebuchs auf Schreibmaschine ab und fügt noch weitere Reflexionen hinzu (wohl auch, um diese ihrem Verlobten darzubringen), während Weniger zu einer gestraffteren, besser lesbaren Struktur findet. Die letzten Einträge, ihre Mini-Essays zu Themen der Populärkultur, schreibt sie, als sie bereits mit der Einrichtung in Kontakt steht, die ihre Aufzeichnungen archivieren wird.<sup>66</sup> Sie hat also ein späteres Publikum im Blick. Auch wenn hier kein konkreter AdressatInnenbezug erkennbar ist, wenn sie ihr Tagebuch nicht einer bestimmten Person zueignet, so scheint diese latent kommunikative Öffnung ihres Tagebuchs doch eine wichtige Funktion zu haben: Ihr Schreiben ist nun weniger an Daten und Fakten orientiert, denen sie anfangs mäandernd folgte, sondern stellt ihre eigenen Gedanken zu verschiedenen Anlässen und Themen in den Vordergrund und dreht damit die Konstellation um, betreibt eine für die Gattung Tagebuch typische Selbstaneignung ihrer Biografie, das „Aufbegehren gegen vorgeschriebenes Leben“.<sup>67</sup>

Um diesen Aspekt der nach außen gerichteten Kommunikation in lebensgeschichtlichen Dokumenten weiter zu verfolgen, möchte ich eine weitere Aufzeichnung heranziehen, die in dieser Hinsicht besonders prägnant ist.

### **Gegenwärtig: Berichten, was passiert**

Das Tagebuch des 1941 geborenen Herrn T.<sup>68</sup> umspannt auf 325 handgeschriebenen Seiten die Zeit von 2005 bis 2009, mit einem Zusatz von 2013. Es befindet sich im Deutschen Tagebucharchiv Emmendingen. Die regelmäßigen Einträge weisen eine klassische Tagebuchform auf, mit einem jeweils vorangestellten Datum, das oft auch um die Uhrzeit der Niederschrift ergänzt ist. Denn Herr T. schreibt oft mitten in der Nacht, was er im Fließtext auch betont.

66 Vgl. ebd., Vorbemerkungen der DoLA, S. 10.

67 Dusini (wie Anm. 1), S. 55 ff.

68 Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes auch der im Tagebuch genannten Angehörigen verzichte ich hier auf die Nennung biografischer Informationen und verwende eine Anonymisierung.

Grund hierfür ist, dass er in einer 3-Zimmer-Wohnung mit seinem schwer beeinträchtigten Bruder und seiner demenzkranken Mutter lebt – beide sind pflegebedürftig. Herr T. übernimmt diese Pflege fast alleine, unterstützt nur von gelegentlich anwesenden Pflegekräften. Der Diarist geht davon aus, dass die häusliche Pflege für die Mutter am besten ist, und fühlt sich verpflichtet, ihr beizustehen, denn: „sie baut auf mich“.<sup>69</sup> Dabei ist er offenbar stark belastet und beansprucht – ein Gefühl der Überforderung wird durchgehend zum Ausdruck gebracht.

Die zu Beginn dieser Untersuchung aufgeworfene Frage nach der kommunikativen Funktion von Tagebüchern führt hier zur Offenlegung einer aufgefächerten Struktur: Das Tagebuch hat für Herrn T. eine kommunikative Funktion, die sich über drei Dimensionen erstreckt: Zunächst sieht er das Tagebuch als eine Art Freund, dem er sich mitteilen kann, um ein Gefühl der Erleichterung zu erreichen. Weiters setzt sich im Tagebuch das dialogische Verhältnis zwischen ihm und seiner Mutter fort, das stark lebensgeschichtlich geprägt ist. Drittens drängt das schreibende Ich quasi aus dem Tagebuch heraus und richtet sich an potenzielle Lesende.

Der Eintrag vom 25. August 2005 endet mit den Worten: „So nun geht es mir besser. Es ist 1 Uhr 45“.<sup>70</sup> Am Ende des Eintrags vom 18. März 2008<sup>71</sup> um vier Uhr morgens heißt es: „Ich konnte nicht, schlafen, mußte erst alles aufschreiben. So jetzt versuche ich zu schlafen. (Wie lange?)“<sup>72</sup> In solchen auf die je aktuelle Situation fokussierten Einträgen scheint es vornehmlich um den Akt des Aufschreibens zu gehen, dem eine erklärtermaßen therapeutische Funktion zukommt: Es ist der „Dialog des Schreibers mit seinem Schreiben“,<sup>73</sup> der sich hier zeigt. Als therapeutische Übung lassen sich wohl auch die ständigen Wiederholungen in den Schilderungen verstehen.

Diese Wiederholungen hängen indes auch zusammen mit der zweiten Dimension des Kommunikativen in diesem Tagebuch: dem

69 Material aus dem Deutschen Tagebucharchiv Emmendingen (künftig DTA), Reg. Nr. 3745/1, S. 161.

70 Ebd., S. 23.

71 Vermutlich ist 2005 gemeint. Die Jahreszahlen und Monatsangaben sind z. T. nicht konsistent.

72 Ebd., S. 19.

73 Dusini (wie Anm. 1), S. 69.

Dialog mit der Mutter. Aufgrund ihrer fortgeschrittenen Demenz erlebt sie immer wieder eine Diskrepanz zwischen ihrer Wahrnehmung und der Gegenwart, da sie „im vergessen verschwindet und in der Vergangenheit lebt“.<sup>74</sup> Daraus ergeben sich biografische Fragen, die der Diarist geduldig aufklärt. Diese biografischen Dialoge sieht er als wesentlich für das Wohlbefinden seiner Mutter an: „Mutter fühlt sich bei mir Sauwohl – weil ich auf sie eingehe.“<sup>75</sup> Die Dialoge laufen stets nach dem gleichen Muster ab: Die Mutter fragt und der Sohn erzählt ihr daraufhin ihre Lebensgeschichte mit Verwandtschaftsverhältnissen.<sup>76</sup> Dieses repetitive Moment des Narrativen wirkt nun auch ins Tagebuch hinein, in welchem ständig nur leicht variierte Dialoge wiedergegeben werden. Ständig gefragt zu werden, wer er sei, belastet den Diaristen und führt auch zu Unsicherheiten, die allerdings, so scheint es, durch das Niederschreiben gebändigt werden können. Offenbar erhält Herr T. überdies Anerkennung durch seine Mutter. So heißt es am 5. Februar 2006:

„Wir haben viel über die Vergangenheit gesprochen – Geschäfte – Namen – Kleine Geschäfte – Wirtschaften, Leute die im Haus Wohnten – aber Mutter weis das etwas nicht stimmt. Sie sagt zu mir du weist sehr viel.“<sup>77</sup>

Die Gespräche führen zu einer Verbesserung der Symptome, sogar zu einem insgesamt doch harmonischen Zusammenleben:

„[B]ei uns ist Harmonie, wenn wir zusammensitzen – Kaffee – Mittagessen – Fernsehen. Wir erzählen über alte Zeiten. Mutter ist kaum noch in der Wirklichkeit [...]“<sup>78</sup>

Eine dritte Dimension des Kommunikativen besteht in der Ansprache potenzieller Lesender – wobei er niemanden konkret adressiert,

74 DTA (wie Anm. 69), S. 53.

75 Ebd., S. 38.

76 Dieses erzählerisch-repetitive Moment gilt auch in der gerontologischen Demenzforschung als wichtiger therapeutischer Faktor; vgl. Lars Christer Hydén, Linda Örlöv: Narrative and Identity in Alzheimer's Disease: A Case Study. In: *Journal of Aging Studies* 4 (23), 2009, S. 205–214.

77 DTA (wie Anm. 69), S. 132.

78 Ebd., S. 138.

sondern sich nach Art einer Flaschenpost an ein unbestimmt bleibendes zukünftiges Publikum zu wenden scheint. In einer nachträglich (2013) verfassten Einleitung spricht Herr T. über sich selbst in der dritten Person, womit er das erzählerische Moment betont. Eine solche erzählerische Rahmung, die eine Differenzierung zwischen verschiedenen Erzählerinstanzen aufspannt, ist ein genuin literarisches Mittel, das über die Tagebuchliteratur als Herausgeberfiktion kulturgeschichtlich viel zur Aura des Tagebuchs beigetragen hat.<sup>79</sup>

Herr T. spricht seine LeserInnen nicht nur in der Einleitung an, sondern auch im Tagebuch selbst. Eine typische Wendung lautet etwa: „Es glaubt keiner, was ich durchmache wenn er es nicht selbst erlebt, kann er es nicht nachvollziehen.“<sup>80</sup> So lässt er sein Publikum also selbst nachvollziehen, was er erlebt. Der intime Einblick, den Herr T. bietet, strebt offenbar eine möglichst starke Unmittelbarkeit an, die wiederum zum entlastenden, therapeutischen Effekt des Schreibens beizutragen scheint. Formulierungen wie „Gute Nacht liebe Leute“<sup>81</sup> zielen wohl darauf ab, einem (späteren) Publikum die Unmittelbarkeit seiner nächtlichen Pflegeeinsätze nahezubringen. Die dem Tagebuch als Gattung eigentümliche Mischung aus Freiheit des Ausdrucks und kommunikativem Charakter entwickelt sich hier aus einer augenscheinlich prekären Situation heraus – und wird umgeformt zu einer lustvoll-spielerischen Selbstaneignung der Lebensumstände.

## Fazit

Es haben sich in den drei betrachteten Tagebüchern unterschiedliche kommunikative Strategien gezeigt, die eine große Bandbreite abdecken. Während im Jugendtagebuch von Ruthilt Hanzel das Erproben neuer Ausdrucksformen mit intensiver Selbstreflexion einherging, hat die Diaristin Hildegard Weniger ihren Fokus auf das Zurückblicken gelegt. Dabei sticht ihre Beeinflussung durch die Populärkultur

79 Vgl. Ursula Cafilisch-Schnetzler: Autoren des Sturm und Drang. In: Matthias Luserke-Jaqui, Vanessa Greuen, Lisa Wille (Hg.): Handbuch Sturm und Drang. Berlin, Boston, S. 136–142.

80 DTA (wie Anm. 69), S. 17.

81 Ebd., S. 19.

hervor, die zum Ende ihrer Aufzeichnungen, als Teile davon bereits ins Archiv gegeben waren, offenbar auch mit einer Veränderung ihrer Schreibweise einhergeht, die nun essayistischer wird. Der Diarist Herr T. zeichnet viel stärker die Gegenwart nach, während er auf einer anderen Ebene lebensgeschichtliche Gespräche mit seiner Mutter dokumentiert. Dieser dialogische Kern des Tagebuchs führt dazu, dass Herr W. auch einen Dialog mit künftigen Lesenden eröffnen möchte, die er direkt anspricht, wobei er auch auf eine klassische erzählerische Rahmung der Tagebuchliteratur zurückgreift.

Es sind hier Einzelfallanalysen durchgeführt worden, die ein breites Spektrum verschiedener lebensgeschichtlicher Situationen und kommunikativer Strategien repräsentieren. Daraus ergibt sich der Vorschlag, die Erkenntnisse der Tagebuch- und der Erzählforschung enger zusammenzudenken und dabei auch Tagebücher ohne direkten Bezug zu einem AdressatInnenkreis als kommunikative Dokumente zu verstehen. Der Erkenntnisgewinn besteht darin, dass solche Dokumente nicht nur als Ausweise soziobiografischer Verortung dienen können, sondern in einem erweiterten Verständnis ein stärkeres Licht geworfen wird auf die Individualität, die sich schreibend verwirklicht. Darin liegt eine kulturwissenschaftliche Relevanz, da die zunehmende Bedeutung individuellen Schreibens im Zuge der sich wandelnden Schreib- und Publikationsformen des Internets auch hermeneutisch analysiert werden muss. Dieser Wandel in Schreib- und Publikationsformen ist sicher mit verantwortlich dafür, dass auch papierne, nicht publizierte Tagebücher in der Alltagskultur immer mehr als kommunikativ wahrgenommen werden und sich dementsprechend das Archivieren von Selbstzeugnissen einer zunehmenden Popularität erfreut<sup>82</sup> – denn wer ein Tagebuch einer solchen Sammlung übergibt, öffnet es damit ja potenziell für fremde Lesende, für einen weitergehenden Dialog.

82 Vgl. zur steigenden Popularität des Archivierens von lebensgeschichtlichen Aufzeichnungen Li Gerhalter: Selbstzeugnisse sammeln. Eigensinnige Logiken und vielschichtige Interessenslagen, in: Petra-Maria Dallinger, Georg Hofer (Hg.): Logiken der Sammlung. Das Archiv zwischen Strategie und Eigendynamik. Berlin, Boston 2020, S. 51–69.

**“She says to me you know a lot”. On the communicative character of life-historical self-testimonies**

*This paper wishes to retrace strategies of communication that can be found in autobiographical writing and narration. The narratives examined here are contained in non-published personal diaries and similar egodocuments, which allow such strategies of communication to be extracted. It can be shown how the narrating and the narrated “I” is turning towards the outside world – out of the document that no longer is understood to be private and secluded. With archived material, the idea of a dialogical structure of diaries is tested and widened, based on a cultural understanding of narratology and storytelling.*